

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

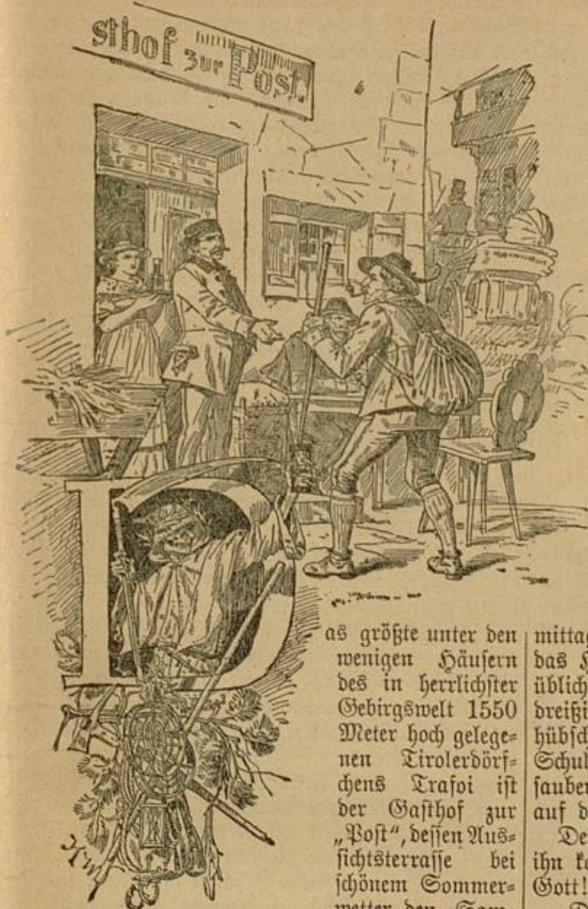
Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Troll-Borostyáni, Irma von : Der Gamsschnitzer. Preiserzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Der Gamschnitzer.

Preiszerählung von Irma v. Troll-Borostyáni.



Das größte unter den wenigen Häusern des in herrlichster Gebirgswelt 1550 Meter hoch gelegenen Tiroler dörfchens Trafoi ist der Gasthof zur „Post“, dessen Aussichtsterrasse bei schönem Sommer

wetter den Sammelpunkt zahlreicher, aus aller Herren Länder herbeiströmender Touristen bildet. Und zwar nicht nur der mit Alpenstock, Eispickel und Steigeisen bewehrten Hochtouristen, der „Jochhüpfen“ und „Spitzennehmer“, sondern auch der Bequemlichkeit liebenden Reisenden, die den Naturgenuß zwar mit Geldopfern, nicht aber mit Entbehrungen und Anstrengungen aller Art erkaufen mögen und die, ohne sich irgendwelche Strapazen aufbürden zu müssen, in bequemen Wagen hierher gelangen bis an die weißschimmernden Gletscher der hochaufragenden, gewaltigen Bergesriesen, des in seinem Eis- und Schneegewande blizzenden Monte Zebru, des finsternen Matsch mit seinen gefährlichen, tiefgeküsteten Gletscherpalten und des grandiosen Ortler, des Königs der Tiroler Alpen.

Dem die von Landeck durch das Trafoierthal nach Colico am Comersee führende berühmte Stülfer Joch-Strasse, die bis 2760 Meter über dem Meerespiegel ansteigende höchste Kunststrasse in Europa, ist

durchaus für zweispännige Wagen fahrbar. In den weichgepolsterten Sigen der von kräftigen Gebirgspferden gezogenen bequemen Wagen hingelagert, kann man diese in unzähligen Windungen gleich einem ungeheuren Terrassenturm an den schiefen Steilwänden sich hinaufziehende Strasse hinauffahren und mühelos die herausstehenden Naturbilder der unbeschreiblich großartigen Umgebung genießen, die sich hier in der gigantischen Eis- und Firnwelt dem staunenden Blicke darbieten. Und so geschieht es nicht selten, daß man hier oben auf der Paßhöhe des Stülfer Jochs, wo selbst im Juli noch zwei Meter tiefer Schnee zu beiden Seiten der Strasse lagert und von den Dächern der Galerien lange Eiszapfen herabhängen, zwischen den mit Ledenhose und schwarzeledernen Kniehosen angethanen Hochtouristen Reisende in elegantem Promenadestück neben ihren Wagen einhertrippeln sieht, deren Seidenkleider, Salonröcke und Lackstiefeletten sich gar kurios ausnehmen inmitten der titanischen Großartigkeit erhabenster Naturgewalt, inmitten der kahlen Felswände und gähnenden Schluchten, der eisumpanzerten Bergkolosse mit ihren in blendender, funkelnder Pracht zum azurblauen Äther sich empor schwingenden glänzenden Silbergipfeln.

Noch breitete sich der warme Strahl der Nachmittagssonne eines der letzten Augusttage goldig über das Hochthal von Trafoi, als ein in der landesüblichen Tracht des Tiroler Bauers gekleideter, etwa dreißigjähriger, schlank und doch kräftig gebauter, hübscher junger Mann, einen Rucksack über den Schultern, von einem der kleinen, schmucklos, aber sauber und reinlich gehaltenen Häuschen des Dorfes auf den Gasthof zur „Post“ zuschritt.

Der Wirt, der unter der Eingangstür stand und ihn kommen sah, rief ihm ein freundliches „Grüß Gott!“ entgegen.

„Das trifft sich ja gut, daß d' g'rad des Wegs bist,“ sagte er. „G'rad hab' i zu dir hinüber schicken wollen, damit du was von deine Sacherln herbringst. Ich hab' all's schon verkauft, was ich von dir g'habt hab' und die Gaststub'n ist voller Passagier, die alle von deine Gamsln und Hirschln was kaufen wollen. 's ziemt schier, ¹⁾ daß d' schon a berühmter Künstler word'n bist mit deine Schnitzereien.“

Der andere lächelte. „So, so,“ sagte er, „also giebt's was zum Handeln . . . aber für a Bergtour is nix los, wie 's scheint?“

„Gar nix,“ bestätigte der Wirt. „Es sein lauter bequeme Stadtleut, die übers Joch nur so übr'i fahr'n, damit sie sich nit z'strapazieren brauchen und doch daheim was erzählen können von die schönen Berg' im Land Tirol. Heraufg'fahr'n sind's alle kommen. Mir scheint, alle Wagen, die drunt' in Meran und in Bormio-Bad zu haben waren, sind jetzt da bei einander. Die Wagenverleiher machen a gut's G'schäft,

¹⁾ Es scheint beinahe.

und wir Wirtsleut' können uns auch nit beklagen, aber für euch Bergführer giebt's heut nir zu thun, trotz dem schönen Wetter."

Franz Plattner — mehr als „der Gamschnitzer“ als unter seinem bürgerlichen Namen bekannt — war nicht nur ein sehr geschickter Holzschnitzer, dessen mit kundiger Hand und künstlerischem Verständnis verfertigten Arbeiten reizenden Absatz fanden und seinen Ruf weit und breit in die Ferne trugen, sondern auch einer der beliebtesten und tüchtigsten Bergführer der Umgegend. War er während der hier im Hochgebirge für die Bergtouristen neun Monate dauernden „toten Saison“ mit emsigem Fleiß seiner Schnitzarbeit obgelegen, so pochte sein Herz freudig auf, wenn die unter dem warmen Atem des Sciroccos donnend zu Thal stürzenden Schneelawinen den Frühling ankündigten und das Nahen des Hochsommers, wo sein Bergführeramt ihn wieder über schwindelnde Felsenpfade, über glitzernde Schneefelder, an gähnenden Abgründen vorüber hinaufführte in die erhabene Majestät eisgekrönter Bergeshäupter. Denn an den Bergen hing sein Herz, und seinem Verufe oblag er nicht nur, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, sondern aus Liebe.

„'s is nur g'rad schad', daß 's auf'n Ortler und auf die Königspitze nit auch an Eisenbahn bauen können, wie's in der Schweiz eine auf'n Pilatus gebaut hab'n und jetzt gar auch noch auf die Jungfrau bauen wollen,“ sprach er spöttisch. „Da möcht's gleich wimmeln von die feinen Stadtleut' droben auf der Höh'. Aber aufzusteigen trauen sie sich halt nit, weil's ihnen gar zu strapazierlich is.“

Der Wirt lachte. „Ja, du hast leicht reden, dir is kein Berg zu hoch und kein Abgrund zu schwindlig. Aber schau dir's nur an nach der Reih', die heraufgefahren sein. Wie sollten's denn aufkommen auf den Berg mit ihre dünnen Säbelbaner? Und z'erst müßt' man sie aa no auf a Pfand legen und ihren Speck auslassen, damit sie's verschmaufen könnten. Übrigens was du da sagst von einer Eisenbahn. Recht hast. Es is richtig schad', daß man auf'n Ortler keine aufbauen kann. So viele Stadtleut' kämen daher, daß i da statt mein Wirtshäusl a großes Hotel bauen könnt' und in a paar Jaheln wär' i a steinreicher Mann.“

Der Wirt lachte, der Gamschnitzer aber ärgerte sich. „A was,“ brummte er. „Auf die Berg' gehören keine Eisenbahnen. Die Berg' sein nit auf der Welt für die dicken, krummbeinigen Faulenzer. Wer nit hinaufsteigen kann, soll herunten bleiben, damit er die schöne Gotteswelt da droben nit verschandelt mit seiner Gegenwart.“

Mit diesen Worten trat er in die neben dem großen, für die „Herrenleut“ bestimmten Speiseaal gelegene, von den Einheimischen benutzte kleinere Gaststube, legte den Rucksack ab und fing an, seine in demselben mitgebrachten, fein säuberlich in Papier und Baumwolle gewickelten Schnitzarbeiten herauszuholen.

Der Wirt aber hatte sich zu seinen Gästen im

Speiseaal begeben und berichtete ihnen, daß der Gamschnitzer soeben selbst gekommen sei und daß, wer von seinen Sachen etwas kaufen wolle, die Gelegenheit habe, reiche Auswahl zu treffen. Die Reisenden ließen sich das nicht zweimal sagen. Im Nu war Plattner von eleganten Herren und Damen umringt, die unter seinen hübschen Säckelchen umherstöberten und sich beeilten, etwas ihnen Passendes auszuwählen. Pfeifenköpfe und Cigarrenspitzen, Nadelbüchsen und Schreibzeuge, Federnhalter und Feuerzeuge und dergleichen mehr, alles mit zierlich geschnitzten Gamsen, Hirschen, Rehen, Pferden und Hunden, oder auch mit langbärtigen Gnomen und schmucken Jägerleuten, Flinte und Jagdtasche über dem Rücken, geschmückt, gab es da in Hülle und Fülle. Das Schönste aber waren die zarten, leichtfüßigen Gamslein, für deren meisterhafte Miniaturdarstellung Franz Plattner der Beiname „der Gamschnitzer“ gegeben worden war.

Nu weniger als einer Viertelstunde war sein Rucksack geleert und dafür ein rundes Sämmchen Geld in seine Börse gewandert.

„He, Franzl, i mein', du kannst zufrieden sein mit deiner Lösung,“¹⁾ sagte der Förster zu diesem, sein Gespräch mit dem jungen Kuraten unterbrechend.

Der Gamschnitzer hatte an einem kleinen Tische in der Ecke der Stube Platz genommen und sich ein Glas Wein geben lassen.

„Z'frieden? Na ja, i muß wohl z'frieden sein,“ antwortete er. „Die Schnitzerei is ja mein Verdienst, und i könnt' ja nit leben, wenn mir die Stadtleut' nit abtaufen wollten. Aber ärgern thut's mi deswegen do, daß i ansteh' auf ihre Gnaden.“

„Oho,“ lachte der Kurat dazwischen. „Warum denn gar so stolz, Franzl? Die Stadtleut' sind ja auch keine schlechteren Menschen, wie wir Gebirger. Der liebe Gott weist jedem seinen Platz an in der Welt, und wenn die Reichen die Arbeit des Armen bezahlen, so ist es keine Schande für diesen, für seine ehrliche Arbeit Geld zu nehmen, und von einer Gnade, die ihm erwiesen wird, kann nicht die Rede sein.“

„Das sag' i halt aa,“ warf der Wirt ein, beiseite wieder in die Stube getreten war und die letzten Worte des geistlichen Herrn gehört hatte. „Des G'schimpfert auf die Stadtleut' hat gar kein Sinn. Wir alle leben von ihnen. Das Geld, das sie dalassen während der paar Sommermonate, wo sie herkommen, um sich unsere schöne Gegend anzuschauen, reicht für uns fürs ganze Jahr aus. Und wenn's ihnen nit g'fällig wär', herzukommen, so könnten wir Hunger leiden. Denn das Errägnis der Erde in unseren rauhen Hochthälern is nit so groß, daß wir davon leben könnten.“

„Was du da sagst, Postwirt, das hat seine Richtigkeit,“ antwortete Plattner, während er seine frischgestopfte Pfeife in Brand steckte. „Dagegen kann i nit sagen, das lass' i mir aber do nit nehmen, daß

¹⁾ Einnahme.

für uns d' Stadtleut' aa ein Unglück sind. Wenn all's blieben wär', wie's früher g'wesen is, wenn sie nit herkommen wär'n mit ihrem Geslunker von Reichtum und Eleganz, so wär'n wir auch mit dem wenigen, was wir früher g'habt hab'n, z'frieden geblieben. Unsere Großeltern hab'n aa nit Hunger leiden müssen, obwohl sie nix g'habt hab'n, als was unser Herrgott wachsen laßt. Aber die reichen Stadtleut', von denen 's jezt in unsern Bergen nur so umeinander wurlt, haben uns allen die Köp' verdreht. Jezt wollen alle es besser hab'n, als wie sie's früher g'habt hab'n, mit nix san's mehr z'frieden, und weil die Fremden, die da zu uns herkommen, reiche Leut' sein, so glauben die teppeten Gebirger, in die großen Städte, da liegen die Millionen nur so auf'n Pflaster und man braucht sich nur zu bücken, um sie aufzuheben. Und da verlassen sie ihre schöne Heimat, weil's da arbeiten müssen, und rennen in die Großstädt', weil's glauben, dort fliegen ihnen die gebratenen Tauben nur so ins Maul — und 's Unglück is fertig."

Der Kurat schüttelte lächelnd den Kopf. Der Förster machte ihm ein verstohlenes Zeichen, keine Antwort zu geben, aber er verstand den Wink nicht und glaubte, den Gamschneider eines besseren belehren zu müssen.

"Nein, mein Lieber," sprach er, "da befindest du dich doch in einem gewaltigen Irrtum. Die Fremden bringen euch keinen Schaden, sondern nur Vorteil ins Land. Der Postwirt hat dies soeben ganz richtig auseinandergesetzt. Wenn es aber unter uns Leute giebt, die mit dem Lose nicht zufrieden, das Gott in seiner Güte ihnen beschieden hat und das gerade jezt, seitdem der starke Fremdenzug den Einheimischen viel größere Einnahmen bringt, ein viel besseres Los ist, als es früher war, — wenn, sage ich, es Leute giebt, die hiemit noch nicht zufrieden, in die Städte auszuwandern, weil sie die Arbeit verabscheuen und dort ein sündiges Müßiggängerleben führen wollen, so ist es nur eine gerechte Strafe des Himmels, wenn sie dadurch ins Unglück geraten. Und du thust sehr unrecht, für ein solches Unglück, das sie sich selbst verdient haben, die Stadtleute anzuklagen."

Der Kurat hatte mit eindringlich mahnendem Predigerton gesprochen und er zweifelte nicht daran, daß es ihm gelungen sei, den Gamschneider von der Irrtümlichkeit seiner Anschauungen zu überzeugen. Um so größer war seine Überraschung, als er die seltsame Wirkung seiner Worte wahrnahm.

Plattner war totenbleich geworden und ein Blick wilden Schmerzes und Zornes blickte aus seinem schwarzen Auge auf den jungen Priester hinüber.

"Was?!" rief er. "Selber schuld sollen's sein an ihrem Unglück? — Ja, freilich san's selber schuld dran, wenn sie si' einbilden, daß 's in der Stadt leichter is, a gutgezahlte Arbeit zu finden, als bei uns auf'n Land. Aber das is an Irrtum, der kein' Sünd' is. Wenn sie aber dann in der Stadt arbeiten als wie die Rösser und sich abrauern für an Bissen

Brot und für a stinkigs Loch, in dem's wohnen müssen, in dem uns a Hund erbarmet, wenn er drinhocken müßt', und wenn das all's umsonst is und sie do z'Grund gehen müssen in Schand und Glend, da sollen's selber schuld sein dran? Na, Herr Kurat, das werden's mir nit einreden. Und wenn unser Herrgott selber absteiget vom Himmel und sager, daß Sie recht hab'n, i glaubet's do nit."

Der Kurat hatte bei dem plötzlichen Ausbrausen des Gamschneiders erst ganz verdunst vor sich hingeschaut, bei dessen letzten Worten aber erhob er sich von seinem Sitze, und den Arm, wie zur Abwehr, hoch hebend, fiel er mit ernstem Tone ein: "Bedenke, was du sprichst, Franz! Das ist Gotteslästerung, was du da redest!"

Jetzt war auch Plattner aufgestanden. Er warf das Geld für seine kleine Zechen auf den Tisch neben dem geleerten Glase und ganz nahe vor den geistlichen Herrn hintretend, antwortete er mit bebender Stimme: "Ich weiß ganz gut, was ich rede, hochwürdiger Herr. Und Gotteslästerung is 's keine. Unser Herrgott is mir beig'standen, daß i die schwersten Stunden meines Lebens als ein rechtschaffener Mensch ertragen hab' und nit hingangen bin, den Keul, der die Meinigen ins Unglück g'bracht hat, mit meinen Fäusten zu erschlagen, wie er's nit besser verdient hätt'. Sie sind aber noch jung, Herr Kurat, und wissen nit, wie's drauß' in der Welt zugeht. Und darum glauben Sie, daß wenn a Mensch ins Glend kommt, daß 's sein eigene Schuld is."

Nach diesen Worten küßte er grüßend seinen Hut und ging mit raschen Schritten aus dem Zimmer. Der Kurat blickte ihm betroffen nach, dann auf den Förster, der während des Wortwechsels sich begnügt hatte, dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife vor sich hinzublafen.

"Ja, ja, der Franzl," brummte er jezt zwischen den Zähnen. "Wenn man auf das Kapitel z'redn kommt, dann wird er rabiat. Man kann's ihm aa freilich nit übernehmen, nach dem, was er erlebt hat. Nit wahr, Postwirt?"

Der Wirt nickte. Eine Antwort zu geben, hatte er aber keine Zeit, denn er wurde von seiner Tochter, die die Fremden im Speisesaal bediente, abgerufen.

"Er is a kreuzbraver Kerl, der Plattner," fuhr der Förster fort, indem er sich sein Glas aufs neue füllte. "Aber von die G'schicht'n darf man nit red' sonst wird er wild."

"Es thut mir leid, ihm wehe gethan zu haben," sagte der Kurat mit mildem Tone. "Aber ich weiß ja von nichts."

Der Kurat war fremd hier, er war zum erstenmal in Trafoi.

Alljährlich zur Sommerszeit werden große Wallfahrten nach den etwa eine Wegstunde von Trafoi entfernt, in großartigster Umgebung zwischen einer kahlen, schwarzen Felswand des gewaltigen Mabatst und der Trafoier Eiswand gelegenen "Heiligen drei Brunnen" abgehalten. Unter einer Holzbedachung stehen da drei Bildsäulen, Christus, Maria und Jo-

Hannes darstellend, aus deren Brust das sehr kalte „Heilige Wasser“ sich ergießt. Nebenan eine Kapelle und ein Haus, in welchem zur Wallfahrtszeit gewirtet wird. Gegenüber erhebt sich fast senkrecht der majestätische Madatsch, aus dessen schroff abfallender Kalkfelswand zwei Bäche in sprühenden, donnern- den Fällen zu Thal stürzen, während links, von der gigantischen Trafoier Eiswand überragt, die mächtigen Eismassen des Trafoier und Driler Ferners in ihrem funkelnden, blitzenden Silberglanze herab- schimmern.

Da nun der in den früheren Jahren für die Ab- haltung der Gottesdienste zur Wallfahrt entsendete Priester erkrankt war, war für diesmal der Kurat hiefür bestimmt worden, der, erst vor zwei Tagen in Trafoi eingetroffen, von den in der kleinen Ge- meinde gar wohlbekannten Schicksalen des Gams- schnitzers nichts erfahren hatte. Durch des Försters und des Wirtes Andeutungen war nun aber sein Interesse rege geworden.

„Nun also, was ist es denn mit dem Franzl?“ fragte er nochmals, als der Förster auf seine erste Bemerkung nicht gleich antwortete.

Dieser that einen kräftigen Zug aus seinem Glase.

„Ja, ja, es is a böse G'schicht“, die er erlebt hat, und verübeln kann man's ihm nit, daß er's nit verwinden kann,“ wiederholte er sinnend. Dann räusperte er sich, wie um sich für seine Erzählung vorzubereiten, und hub also an: „Der Franzl Plattner is a Bauernsohn und war der älteste von drei Geschwistern. Die Eltern sind früh gestorben und nach ihrem Tode haben die drei ihr kleines Grundstück ordentli und brav bewirtschaftet, und wenn der Acker auch nit viel getragen hat, so haben's do ihr rechtsschaffenes Auskommen g'habt, denn fleißig bei der Arbeit waren's und ihre Groschen haben's ordentli zusammen g'halten, auf'n Tanzboden hat man sie selten g'sehen, keine Trinker und Spieler waren's, und außerdem hat si' der Franzl damals schon a schöns Stückl Geld verdient mit seine Schnitzarbeiten. Schon als kleiner Bua hat er 's Schnitzen g'lernt, und während dem Winter, wo's auf'n Feld und sonst in der Wirtschaft nit viel zu thun giebt, da hat er so viele Gamsln und Hirschn g'schnitzt, die dann die Fremden im Sommer z'samm- kauft haben, daß die drei ganz quat hätt'n leben können. Auch hat sich der Franzl damals schon als Bergführer einiges dazu verdient. Denn 's Berg- steigen war alleweil sei größte Passion, und so viel hat's in der kleinen Wirtschaft nit zu schaffen geben, daß er nit Zeit g'habt hätt', etliche Touristen auf unsere Berg aufzuführen. So wär' also alles in der schönsten Ordnung g'wesen, aber da is das Unglück kommen. Ganz so war's, wie er's g'sagt hat, der Franzl. Mit die vielen reichen Stadtleut', die herkommen, is unsern Dörfnern in der ganzen Umgebung rein der Kopf verdreht worden. Alle haben sie sich einbildt, man braucht nur nach einer Stadt auszuwandern, um a Millionär zu werden. Zu Duzenden sind's davong'rennt, rein wie besessen,

haben 'n Pflug stehen lassen und sind in die Städte gezogen. Dort, natürl, is ihnen nit übrig geblie- ben, als Fabrikarbeiter zu werden. Während man in der ganzen Gegend für schweres Geld keine Leut' zum Bebauen der Felber und zum Schnitt hat krieg'n können, haben die Ausgewanderten in den Städten, wo's ohnedies g'nug Arbeiter giebt, hungern können. Na, und der Hanns — den Franzl sein Bruder — und seine Schwester, die Rosl, ein bild- saubers Dirndl, wie's kein' zweite giebt, die sind auch gepackt worden von der Narretei. Auf einmal er- klären sie dem Franzl, sie wollen auch in die Stadt ziehen und dort ihr Glück versuchen. (Es derleid'is!) nimmer in unserm Dorf bei der Bauernarbeit. Der Franzl hat ihnen zugered't, was er können hat, es war alles umsonst. Auf und davon sind's mit- einander, z'erst nach Junsbrud und dann, weil's ihnen dort nit gefallen hat, gar nach Wien. Na, und da ist das Unglück g'schehen.“

Der Förster holte tief Atem, that einen mächtigen Zug aus seiner Pfeife, daß die aufsteigende dicke Rauchwolke für einen Augenblick seinen Kopf und den des neben ihm sitzenden Kuraten fast ganz ein- hüllte, dann fuhr er fort: „Nach verschiedenen miß- glückten Versuchen, Arbeit zu finden, sind's alle zwei als Lehmscheiber bei einer großen Ziegelei von einem gewissen Herrn Groll bei Wiener-Neudorf eingetreten. Dort draußen am Wienerberg sind nämlich alle Ziegelwerke von ganz Wien nebeneinander und viele tausend Arbeiter stehen dort in Beschäftigung. Schlecht genug geht's ihnen dort allen miteinander. Für achtzehn bis zwanzig Stunden Arbeit täglich ver- dienen's nit genug zum Sattessen. Der Wastl²⁾ vom Gruberbauern da drüben, der hat uns alles er- zählt, wie er wieder heimkommen is. Er is nämlich auch mit, mit die andern und is bei einem benach- barten Ziegelwerk von der Wiener Baugesellschaft als Ziegelablander eing'standen. Nach dem großen Krawall, den's dort geben hat, is er aber wieder zu uns z'Haus kommen und sagt, nit mit zehn Ochsen bringen's ihn wieder fort. Na, und der hat uns alles erzählt, ganz genau, wie er's erlebt hat. Die Rosl, die hat die Schinderei nit lang aus- g'halten. Sie hätt' die schwere Arbeit nit leisten können und war sehr glücklich, daß sie hat als Magd beim Herrn Groll in Dienst treten dürfen. Das heißt, sie hat 'glaubt, daß das ihr Glück is, es war aber ihr Unglück. I hab' schon g'sagt, daß sie a bild- schönes Madl war. Na, und das hat halt der Herr Groll, der noch ein junger, fischer Herr is, auch bald bemerkt, und hat sie in's Unglück ge- bracht. Dann aber, wie er g'sehen hat, wie's mit ihr steht, hat's aus'n Dienst müssen. Und sie hat sich in der Verzweiflung nit anders zu helfen g'wußt, als daß sie mit samt ihrem Kind in die Donau g'sprungen is.“

„Schrecklich!“ rief der Kurat aus. „Sie war doch jung und kräftig, sie hätte doch arbeiten können,

¹⁾ Sie können es nicht aushalten. ²⁾ Sebastian.

und der Vater des Kindes hätte doch für dessen Lebensunterhalt etwas beisteuern müssen. Das fordert ja das Gesetz.“

Der Förster nickte.

„Ja, ja,“ sagte er gebohnt. „Das hätt' er freilich thun müssen. Aber die arme Rosl hat sich halt nit z'helfen g'mußt. Und die Schand' und die Verzweiflung haben ihr den Sinn verwirrt.“

„Und sie aller Gottesfurcht vergessen lassen,“ fügte der Kurat mit strengem Tone hinzu. „Aber freilich, in den Städten ist die Frömmigkeit weniger zu Hause als hier in den Bergen, wo das brave Volk noch fest an seinem Glauben hängt.“

Der Förster antwortete nicht gleich. Erst auf des Kuraten Frage nach dem Schicksale von Rosls Bruder fuhr er fort: „Ja, also, der Hanns! Ja, der arme Kerl hat halt auch sein Leben lassen 'müssen bei dem Krawall, den's geben hat.“

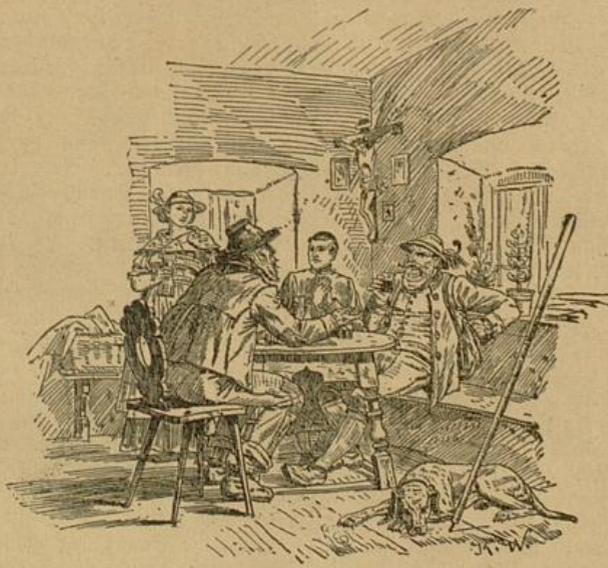
Ein abermaliger Ausruf des Schreckens unterbrach seine Rede, und mit dem Ausdruck tiefer Bestürzung faltete der Kurat seine Hände vor der Brust.

Da öffnete sich die Thüre und ein noch junger Bauernburische trat grüßend in die Stube.

„Heda, Wasst!“ rief ihm der Förster zu, „komm a bißl zu uns her. Du kamst dem Herrn Kuraten erzählen, wie's mit'n Hanns Plattner zugegangen is. Du weißt es besser, wie ich, du hast es ja selber mit-erlebt.“ Und zu dem Kuraten gewendet fügte er erläuternd hinzu: „Das ist der Wasst vom Gruberbauern, der mit 'n Plattner Hanns mit war in Wien.“

„Mit Verlaub,“ antwortete Sebastian, indem er das ihm vom Förster dargebotene Glas zum Bescheidtrunk an die Lippen führte. Und dann, sich setzend: „Ja, schiech¹⁾ is 's zugegangen selben²⁾, und i muß froh sein, daß i mit heiler Haut davonkommen bin und seht wieder daheim bin. Also was mit 'n Plattner Hanns g'schehen is, will der Herr Kurat wissen. Aber da laßt si' halt nit viel erzähl'n, weil all's so durcheinand' 'gangen is, daß man schier ganz teppet word'n is.“ Und dann, nach kurzer Pause: „Daß i also halt sag'. Schlecht gnuu is 's uns gungen, weil wir wie die Narren fortg'rennt

sein von unsern Haus und Hof, wo wir bei a bißl an Arbeit unser rechtschaffens Auskommen g'habt hab'n. No, und wie wir halt nirgends anders an Unterkommen g'funden haben, da sein wir auf die großen Ziegelwerke hinaus am Wienerberg. Und was wir dort für a hundsföttisch miserables Leben g'führt haben, davon kann gar niemand an Begriff hab'n, der's nit selber g'sehen hat. Den Brennern is 's verhältnismäßig guat gungen, die haben sich an Taglohn bis zu 2 Gulden verdienen kinna. Aber die Ziegelabläder und Lehmscheiber, wie der Hanns und ich waren, die haben sich, wenn sie sich auch alle Tag achizehn oder zwanzig Stunden bei der schweren Arbeit abgerackert haben, doch nit mehr verdienen kinna als sechzig bis siebzig Kreuzer täglich. Und die Wohnungen, die wir g'habt haben, die kann man sich gar nit vorstellen, wie die ausg'schaut haben.



Mit tiefer Bestürzung faltete der Kurat seine Hände vor der Brust.

Die Herren Unternehmer haben nämlich Arbeiterhäuser gebaut, in denen den Arbeitern für wöchentlich zwanzig Kreuzer Zins, der ihnen vom Lohn abgezogen wird, ihre Unterkunft finden. Aber in an jeden Häusl, das nur aus an klein' Vorraum und an einzigen Zimmer besteht, wohnen sechszwanzig Personen bei einand'. Ehepaare mit ihren Kindern und ledige Burschen und Madln — all's bei einand' in einer Stub'n, wie Kraut und Ruabn durcheinand'. In der Fruah, wann man aufsteht, hat's a Luft da drinn', daß man kaum schnau-

fen kann und daß man froh is, daß man scho um zwei Uhr an die Arbeit muaß, denn länger könnt' man's eh nit aushalten, man müßt' ersticken. Und auf d' Nacht, wenn man um a Zehne von der Arbeit heimkommt, is 's aa nit viel besser. Denn natürli haben die Weiber auf'n Herd, der aa in der Stub'n steht, 's Essen kochen müssen, und die Fenster hat man nit viel aufmachen können, weil man sonst von den dicken Ziegelstaub, der von draußen eintrifft, nit atmen könnt'. Na, alsdann, es war halt rein nit zum Aushalten, und da haben . . .“

Ein kurzes, spöttisches Auslachen des Försters unterbrach den Erzähler.

„So — nit zum Aushalten war's,“ rief er. „Aber das is euch in euern Dickhädeln nit eingangen, daß ihr z'Haus kommen wär't. Warum seib's denn dort picken blieben, wann's scho' rein nit zum Aushalten war? He?“

¹⁾ Garstig. ²⁾ Damals.

Der Sebastian kraute sich verlegen hinter den Ohren. „Ja, ja,“ sagte er etwas kleinlaut. „Recht hast. Aber da waren wir halt z'hoffärtig dazu. G'schamt hätten wir uns, so als a Bettelarmer z'Haus z'tema und eing'stehen z' müssen, daß wir Eseln waren, daß wir furtgegangen san.“

„Ja — die Hoffart und der Eigensinn, die haben schon manchen ins Elend gebracht,“ bemerkte der Kurat kopfschüttelnd.

„Und dann haben wir halt auch immer glaubt, wir werden scho' no a bessere Arbet finden,“ versuchte Sebastian als Entschuldigung vorzubringen.

„Dallte Dickschädeln wart's, das is das Ganze,“ brummte der Förster dagegen. Der Kurat aber forderte Sebastian auf, in seiner Erzählung fortzufahren.

„Na, alsdann, daß i halt sag,“ nahm dieser seinen Bericht wieder auf. „Wie's uns so schlecht gangen is, da haben die Arbeiter an großen Streik ang'fangen. Die Soßchaldemokraten haben ihna zugereb't, und da haben's d' Arbeit nieberg'legt- und erklärt, daß's nit eher wieder zum arbeiten anfangen, bis der Lohn erhöht wird. Natürli haben's glei die Schandarm holen lassen, damit's uns bewachen, und 's Militär haben's aa requiriert. Und da is 's Unglück g'sehen. Bei dem Grollschen Ziegelwerk haben auf amal so a dreißig Arbeiter, die z'erst aa im Ausstand waren, mit'n Ziegelschlagen und Verladen wieder ang'fangen, und das haben die andern, die im Ausstand 'blieben sein, nit leiden wollen. In an großen Trupp sind wir anmarschirt und haben ihnen zug'schrien, sie sollen d' Arbeit niederlegen, und wie sie's nit haben thun wollen, da haben wir sie dazu zwingen wollen. Wie wir aber daherkommen sind, haben sich die Schandarm' zum Schutz der Arbeitenden ins Mittel g'legt. Zum Unglück war der Herr Groll selber aa dabei, und wie den der Plattner Hanns g'sehen hat, is er kreuzrabiat word'n, denn es war grad erst a paar Tag her, daß b' arme Rosl seintwegen is ins Wasser gangen, da hat er sich eahn gegenüberg'stellt, hat's Fluch'n ang'fangen, hat eahn g'sagt, was er für a nixnutziger Kerl is, der d' Madeln ins Unglück bringt und seine Arbeiter hungern laßt, und aber g'schimpft hat er 'n, daß's grad an Art g'habt hat. Der Herr Groll aber, nit faul, giebt dem Hanns an fürchterlichen Schlag ins G'sicht. Na, und da is der Krawall losgangen. Die Schandarm' haben vom Leder zogen. Mit 'n g'fällten Bajonett sind's auf uns eing'stürmt, und der erste, den's getroffen hat, das war der Plattner Hanns. Zwei Stich hat er in Leib einkriegt und an Säbelhieb über die Schulter, und bevor 's ihn noch haben ins Spital bringen können, war er maustot. I aber, i hab' mi druckt. Meine sieben Zwetschgen hab' i z'samm'packt und bin nach Wien¹⁾ eini. Von dort hab' i z'Haus g'schrieben, daß's mir a bißl a Meizegelb schicken sollen, und dann bin i hoamkema.

¹⁾ Wien.

Denn lieber will i als a Bauernknecht mei Lebtag arbeiten, als solche G'schichten no amal mitmachen.“

Der Kurat hatte der Erzählung mit sichtlichem Ausdruck tiefer Ergriffenheit zugehört. Nachdem er noch eine kurze Zeit an dem Gespräche teilgenommen, erhob er sich und verließ das Gasthaus. Tief bewegt, fühlte er das Bedürfnis, bevor er sich zur Ruhe zurückzog, einen Gang ins Freie zu machen.

Sinnend die Straße dahin schreitend, bemerkte er den Gamschneider, der, vor einem an einem kleinen Seitenwege gelegenen Häuschen auf der Bank sitzend, seine Pfeife schmauchte.

Mit raschen Schritten eilte er auf ihn zu und streckte ihm grüßend die Hand entgegen. „Franzl,“ sagte er zu ihm, „ich hab' dir früher rauhe Worte gesagt. Nimm's nicht übel. Jetzt weiß ich, was du mit deinen Geschwistern hast erleben müssen, und verstehe deine Erbitterung.“

„Nix für ungut, Herr Kurat,“ antwortete Franz, der sich von der Bank erhoben hatte und die dargereichte Hand kräftig schüttelte. „Sie haben mir halt a gute Lehr' geben wollen, und damit haben S' ganz recht g'habt. I brauch' nit alleweil so fuchtig z' werden, wann mir einer a Wort sagt, das i nit gern hör'. Aber die G'schichten mit der Rosl und mit 'n Hanns, die gehen mir halt no alleweil im Kopf umeinand', und wenn einer dran rührt, so werd' i wild. I sag's, wie's is. I kann nix dafür.“

Der Kurat klopfte ihm freundlich auf die Schulter. „Ja — ja,“ sagte er mit mildem Tone. „Ich glaub' dir's gerne, daß du's noch nicht verwunden hast. Dazu kann dir auch nichts helfen als Gottvertrauen.“

„Wenn i nit glaubet', daß 's an ewige Gerechtigkeit giebt, hätt' is eh' nit aushalten kinna,“ erwiderte der andere, seinen Blick zu den schimmernden Bergesgipfeln emporsendend, gleich als ob von jenen leuchtenden Höhen ihm Trost herniederwinkte.

Denn die Sonne war gesunken, und gleich einer Offenbarung aus einer andern Welt erstrahlte plötzlich, wie in ein funkelndes Blutmeer getaucht, die eisgefrönten Bergeshäupter im feurigsten Purpurrot und Goldorange eines herrlichen Alpenglühens.

In Bewunderung des prachtvollen Naturbildes versunken, ließen die beiden Männer ihre Blicke schweigend in die Runde schweifen.

Da scholl ein Jauchzer durch die Abendstille, und als sie zur Straße hinüberblickten, gewahrten sie einen Touristen dem Gasthose zu des Weges wandeln. Die Lodenjoppe, der weiche Filzhut, von dem der Gernsbart nickte, der Rucksack auf dem Rücken und die nackten Knie, die zwischen der kurzen Lederhose und den Wollstrümpfen hervorlugten, nebst dem mit den „Scheanken“ genannten, scharfen Nägeln beschlagenen, schweren Schnürschuhen gaben Zeugnis, daß es ein regelrechter Hochtourist war, der hier seines Weges zog, keiner jener bequemen Stadtherren, die nur stredenweise neben ihrem Wagen einher-schlendern.

„Da giebt es vielleicht zu thun für dich,“ meinte der Kurat, mit den Augen auf den Fremden winkend. „Der sieht mir gerade darnach aus, als ob er auf den Ortler oder auf die Königsspitze hinauf wollte. Und ein besseres Wetter für eine Bergfahrt, als wie wir's jetzt haben, kann man sich gar nicht wünschen.“

Der Kurat hatte sich nicht geirrt. Eine Viertelstunde später wurde der Gamschnitzer in das Gasthaus beschieden, um sich mit dem Fremden, dem er vom Wirt als der tüchtigste Bergführer empfohlen worden, wegen einer von ihm beabsichtigten Ortlerbesteigung zu besprechen.

Der Fremde wäre gerne schon gleich am nächsten Morgen aufgebrochen. Da Plattner jedoch meinte, daß man in der bei günstigen Wegverhältnissen von guten Steigern in vier Stunden von Trafoi aus zu erreichenden Bayerhütte übernachten sollte, um von derselben aus den Anstieg zur Spitze und die Überschreitung der mächtigen Gletscher in früher Morgenstunde, bevor noch der Schnee unter dem Einfluß der Sonnenwärme weich geworden ist, anzutreten, so fügte er sich dem Räte des erprobten Führers, erst am Nachmittage zur kühnen Bergfahrt aufzubrechen.

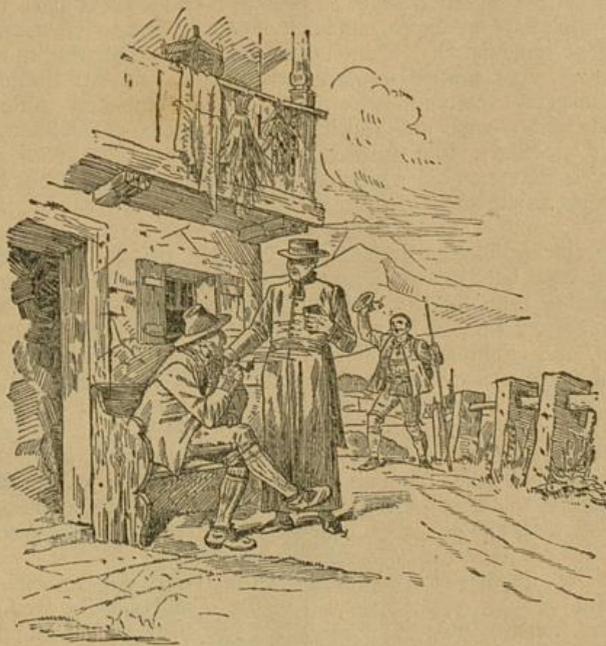
Der Weg bis zur Bayerhütte bietet für tüchtige Touristen weder besondere Schwierigkeiten noch Gefahren. Doch sind sie immerhin groß genug, um eine entscheidende Kraftprobe für den Bergsteiger zu bilden, und unser Franz begrüßte es freudig, in seinem „Herrn“ gar bald einen ausgezeichneten Hochtouristen zu erkennen, kniefest und schwindelfrei, wie man es sein muß, um solche Höhen zu erklimmen, und froh begeistert von dem Schönheitszauber der Hochgebirgswelt, wie sich's ziemt, um sich der herrlichen Offenbarungen dieser erhabenen Naturumgebung würdig zu erweisen.

Schweißtriefend, aber wohlgenut wanderte er die zur Schutzhütte von Trafoi aus 1500 Meter betragende Höhe hinan. Auf schmaler Brücke den wildschäumenden Trafoierbach überschreitend, zunächst in launigen Zickzacklinien durch schattigen Lärchenwald, führte der Pfad dann in sengendem Sonnenbrand über kahle Weiden und Schutthalden scharf bergan, bis er, immer steiler und steiler ansteigend, über wüste Steintrümmer und eisigen Firn zur Tabaretta-

scharte leitete, wo er sich mit dem vom Sulbenerthale heraufkommenden Pfade vereinigt. Furchtbar gähnen die Abgründe rings um den schmalen Gebirgstamm, der hier das Sulbener vom Trafoierthal trennt und der auf schwindelndem Felsgrat überschritten werden muß, um die hoch oben (3000 Meter) auf dem Tabarettafamm, von dem die Felsenwände gegen Sulden und gegen den Tabarettafirn fast senkrecht abfallen, an einen Felsenrücken gelehnte Bayerhütte zu erreichen.

So schmal ist das Hochplateau, auf dem die Klubhütte gleich einem Adlernest an der Felswand klebt, daß der von den klaffenden Bergeschlünden umgebene Raum vor der Hütte nur wenig Platz zur freien Bewegung gewährt. Aber gerade diese freie und zugleich hohe Lage der Hütte ist es, die eine herrliche Fernsicht gestattet über die eischimmernden Gipfelreihen der Engadiner, Silvretta, Paznauner und Östhaler Gebirge, auf den gigantisch ansteigenden Ortler, den wildzerklüfteten Madatschgletscher und, nach abwärts, über die grünen Gehänge des Sulbener- und des Trafoierthales.

Ein Ausruf staunenden Entzückens glitt über die Lippen des Fremden, als er, nachdem der zehn Minuten lange Felsgrat mit gebührender Vorsicht überklettert war, auf dem Plateau anlangend, Umschau hielt über das erhabene Bild, das sich seinem schweifenden Blicke darbot. Und wahrlich, das Herz jedes Naturfreundes mochte hoch-



Da scholl ein Jauchzer durch die Abendstille.

auspochen in seligem Jubel unter dem Eindrucke des Geschauten. Die Sonne sank; purpurn erglüheten die beifsten Bergeshöhen, die, gleich funkelnden Wogen eines im Sturm zu Eis erstarrten unübersehbaren Meeres, Gipfel an Gipfel sich reiheten. Und ehe noch die Glut erloschen war, stieg der große goldene Ball des Vollmondes über den gleich einem geschliffenen Krystall blinkenden und blitzenden Kamm des Madatsch in das zarte, durchsichtige Azurblau des Himmelsgewölbes leuchtend empor.

So packend, so gewaltig war der Eindruck des prachtvollen Bildes, daß Franzens Schutzbefehlener es nicht vermochte, sich von dem herrlichen Anblicke loszureißen. Erst auf dessen wiederholte energische Zusprache entschloß er sich, die Hütte zu betreten, von dem mitgebrachten Proviant einen kräftigenden

Zmbiß einzunehmen und sich zeitig zur Ruhe zu begeben, um am andern Morgen, frisch gestärkt, die Hauptkletterung, die seiner harrie, die Besteigung der Ortler Spitze, anzutreten.

Um vier Uhr früh verließen die beiden die Klubhütte, nachdem sie sich bereits in der Stube durchs Seil verbunden hatten, denn schon nach wenigen Schritten betritt man den stark geneigten Tabarettagleischer, der überquert werden muß, um den das Tabaretthal vom Thal der „Hohen Eisrinne“ trennenden Felsgrat zu erreichen. Teils auf hoch- und schmalstufigen Felsentrepfen, teils über Schneefelder gelangten sie vom Felsgrat aus zum oberen Ortlerferner, dessen steile Firnwände sie im Anblick senkrechter Eisschlünde und blauschimmernder herrlicher Eissbrüche, mit dem Eispickel Stufe um Stufe hauend, hinankletterten, bis sie an der das „Obere Stüdle“ genannten, jäh abfallenden Firnhälfte anlangten, welche als die schwierigste Passage berüchtigt ist. Denn in der Mitte dieses Steilhanges gähnt eine riesige, offene Eiskluft, die im Bogen umgangen oder auf schmaler Schneebrücke überschritten werden muß, und jenseits der Kluft ragt eine mehrere Meter hohe senkrechte Eiswand empor, die unsere Wanderer auf einer von Franz mitgebrachten zusammenlegbaren Strickleiter überkletterten.

Nun auf dem großen obersten Plateau angelangt, führte der Weg zunächst über fast ebenem Schneefeld rechts am Gipfel vorbei, dann links im Bogen über eine steile Halde, und nun standen sie vor der Überwindung der letzten, aber gefahrvollsten Schwierigkeit, vor der Überschreitung eines zehn Meter langen, nur ein Drittel bis einen halben Meter breiten, zwischen steilen Abstürzen sich hinziehenden Schneegrates, dessen nördliches Ende die Ortler Spitze bildet.

Aber auf dem schwindelnden Pfad hemmende Ballast, Kuckack, Bergstock, Eispickel und Steigeisen, wurde weggelegt, das Seil straff gespannt, und, nicht rechts nicht links in die schauerlich gähnende Tiefe schauend, Schritt für Schritt vorsichtig den Fuß auf die Stelle setzend, wo der voranschreitende Führer hintrat, folgte der Fremde. Kein Schwindel trübte sein Auge, festen Fußes, ruhig und sicher schritt er zwischen den todrohenden Schlünden dahin, und wenige Minuten später stand er, froh und freudig den schönheitsstrunkenen Blick in die Ferne sendend, auf der Spitze des majestätischen Gebirges.

In einer kleinen Schneemulde, wenige Schritte unterhalb der zum hinteren Grate abwärts führenden Schneide gelagert, ließ er von der stolzen Höhe (3910 Meter) sein Auge in die Ründe schweifen und abwärts in die graufige Tiefe, aus der das Kirchlein von St. Gertrud in Sulden freundlich herausgrüßte. Ein fast sinnverwirrendes Panorama unzählbarer Bergespitzen, in deren Mitte er gleichsam in den Lüften schwebte, bot sich ihm dar. Die ganze herrliche Hochgebirgswelt von den Salzburger- und kärntner- bis zu den Walliser- und Berner-Alpen, vom Bodensee und der bayrischen Ebene bis zur venetianischen, erschloß sich seinem staunenden Blicke,

und über ihr wölbte sich das tiefdunkle Blau eines wolkenlosen Himmels. Abwärts blickend ruht das Auge auf den von wunderbaren Farbentönen überkleideten, durch den glitzernden Spiegel dreier mächtiger Seen durchbrochenen, grünen Matten der Malser Heide, des Suldeners und des Stülfer Thales, während auf der entgegengesetzten Seite die schaurigen Abstürze des Ortlers gegen den Suldenferner gähnen, aus dem in drohender Steilheit die gewaltigen Bergesriesen der Königspitze und des Monte Zebru in die klare Höhe ragen. Und über sie hinweg wandert der Blick zu den festgegliederten Reihen der Südtiroler Alpen, deren wechselreiche, phantastische Gebilde im Strahl der Morgensonne leuchtend herüberschimmern.

Nach anderthalbstündiger Rast mahnte Franz zum Abstieg. Man durfte nicht länger säumen. Denn je länger die Sonne ihre warmen Strahlen hernieder sandte, um so weicher wurden die Schneebrücken, um so gefährlicher wurde ihre Überschreitung.

„Das is heut g'rad meine hundertste Ortlerbesteigung, i sollt' a Jubiläum feiern,“ sagte er, behaglich schmunzelnd. „Noch nie nit is mir an Unfall passiert. I möcht' nit, daß uns heut' a Malheur g'schehet, weil wir zu lang da heroben blieben sind.“

„Was?“ rief der Fremde staunend. „Eure hundertste Besteigung? Aber da seid Ihr ja ganz zu Hause auf diesem herrlichen Gebirge!“

„Na ja,“ lachte Franz. „Sell is richti! Alle die Berg' da umeinand' san meine Freund'. Und auf'n Ortler war i am öftesten. Aber g'rad deshalb, weil i mi guat auskenn', was i's, daß wir jetzt abi müssen, wenn uns nix g'schehen soll.“

Der Fremde erhob sich.

„Wenn es denn sein muß!“ sagte er seufzend. Dann nahm er seinen gemsbartgeschmückten weichen Filzhut vom Kopfe und schwenkte ihn wie grüßend in die Weite.

Franz blickte ihn freundlich an.

„Des g'fällt mir von Euch,“ meinte er treuherzig, „daß Ihr a Freund' habt an unsere schönen Berg', und nit bloß aufi krapelt's, damit Ihr z' Haus erzählen könnt, daß Ihr heroben g'wesen seid, wie so viele andere.“ Dann rollte er ein Stück festgefrorenen Schnees, das eine kleine Schneegrube überdeckte, etwas zur Seite und indem er auf eine in dieser Grube nun sichtbar werdende Flasche deutete, sagte er: „Da schaut's her! Alle die Herren und Damen, die mit mir auf'n Ortler g'stieg'n san, haben zum Andenken ihre Karte da herein g'legt. Da liegen alle die Papierln no ganz frisch bei einand'.“

In der That zeigte sich in der seltsamen Wiskartenschale eine ganze Menge zierlicher Kärtchen, deren Inschriften auch noch ganz unverfehrt waren.

Der Fremde lachte.

„Da muß ich bei Seiner Hoheit dem König Ortler wohl auch meine Karte abgeben,“ erklärte er munteren Tones, während er seiner Briestafche ein Blättchen entnahm.

Bevor Franz das Kärtchen zu den andern in die Flasche steckte, warf er einen Blick darauf. Es interessierte ihn, den Namen seines „Herrn“ zu erfahren, den er verabsäumt hatte, im Fremdenbuch von Trafoi, in das jeder Tourist, der von dort aus eine Bergbesteigung unternimmt, sich einschreiben muß, nachzulesen.

Als er nun aber auf die Karte schaute, ging eine plötzliche, seltsame Veränderung mit ihm vor. Er verfärbte sich, ein heftiges Zittern ging durch seine Glieder. Der Name, den er auf dem Blättchen gelesen, hieß: Hermann Groll.

Als der Fremde, der indes Franz den Rücken zugekehrt, einen letzten Abschiedsblick in die Runde geschickt hatte, sich diesem wieder zuwendete, erschraf er heftig.

„Franz,“ rief er, „was ist mit Euch? Ihr seid doch nicht krank?“

Der andere hielt noch immer das Kärtchen in der Hand. Mit entgeistertem Blicke starrte er darauf. Er gab keine Antwort auf des Fremden Frage. Er hatte sie gar nicht gehört.

Endlich schaute er empor und sein Blick bohrte sich fest in das mit dem Ausdruck erschreckten Staunens auf ihm ruhende Auge des Fremden.

„Mit Verlaub,“ sagte er dumpf. „Sind Sie aus Wien?“

„Ja wohl!“

„Der Ziegelwertbesitzer Groll am Wienerberg —?“

„Allerdings. — — Kennt Ihr mich denn?“

Da brach ein kurzes, wildes Aufschauen von Franzens Lippen. Eine tödliche Blässe überzog seine wettergebräunten Wangen, seine schwarzen Augen blitzten und seine Brust hob und senkte sich in schweren Atemzügen.

„Ob i' Ihnen kenn', wollen's wissen,“ rief er höhnisch. „Ja, lang schon kenn' i' Ihnen dem Namen nach, und auch sonst noch recht guat . . . Sie sind der Herr Groll, der die Plattner Rosl in d' Schandbracht hat, so daß 's aus Verzweiflung is ins Wasser gangen, und derselbig Herr Groll, wegen dem ihr

Bruder, der Plattner Hanns, von die Schandarmen is derstochen worden.“

Groll erbleichte ein wenig. Er trat einen Schritt zurück. Das Seil, das die beiden Männer umschlang, spannte und straffte sich zwischen ihnen.

„Was soll das heißen?“ entgegnete er mit herrischem Ton. „Was gehen solche Dinge Euch, den Bergführer, an?“

Da schrie Franz wild auf.

„Was mich das angeht, du Lotterbub, du gottverdammter? Was mich das angeht, daß du meine Schwester ins Elend und

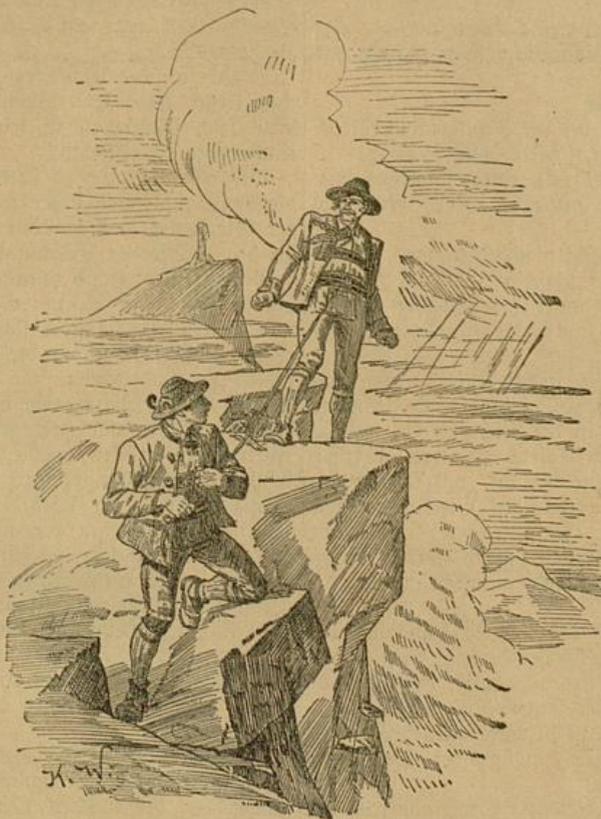
in den Tod gebracht hast? Du hast wohl meinen Namen nit g'wußt, weil's mi halt nur 'n Gamschneiter hoassen, sonst hätt'st di wohl nit aufgetraut, mit mir allein auf'n Berg!“ Und er streckte drohend seinen Arm aus nach dem Abgrund, dessen schauerliche Tiefe neben ihnen gähnte.

Groll fühlte seine Knie wanken. Es wurde ihm schwarz vor den Augen. Um nicht zu stürzen, mußte er sich mit beiden Armen auf die Schneide des abwärts führenden Schneeegrates stützen. Und vor ihm stand, bleich und zornbebend, der Bruder, der Rächer der durch seine Schuld im Elend Verkommenen.

Beide schwiegen. Über ihnen spannte sich, klar und sonnig, das tiefblaue Himmelsgewölbe, um sie breitete sich in stiller, erhabener Größe das

unübersehbare Meer eis- und schneumpanzertter Bergesriesen, tief zu ihren Füßen lachten grüne Matten und Halben und gähnten toddrohende Felsenabstürze abwärts in das ewige Schweigen unergründlicher Eis- und Gletscherschlünde. Und über und um sie schwebte die lautlose Stille einsamer Unendlichkeit. . .

Groll war sich vollkommen klar über seine Lage. Ohne Schutz und Hilfe war er auf seines Todfeindes Gnade angewiesen. Ein leichter Stoß seines kräftigen Armes — das Seil war ja bald gelöst — und es gab keine Rettung für ihn. Sein Ende war besiegelt. Und keinen Richter gab es für seinen Tod. Denn keine Menschenseele würde es erfahren,



Ohne Schutz und Hilfe war er auf seines Todfeindes Gnade angewiesen.

wie und warum das Verderben ihn ereilt. War es da nicht besser, die Todesqual nicht nutzlos zu verlängern, durch einen raschen Sprung in die Tiefe sie selbst, sie freiwillig zu beenden? Blikartig zuckte der Gedanke durch sein Gehirn.

Er raffte sich auf. Er wollte den Knoten des um seinen Gürtel geschlungenen Seiles lösen. Aber seine zitternde Hand versagte.

Vor ihm, unbeweglich, stand der, der sein Leben in der Hand hielt, und schaute ihn an. Kalt und hart, wie aus Stein gehauen, waren seine Züge. Nur in seinen dunkeln Augen glühte ein düsteres Feuer.

Jetzt aber machte Franz eine Bewegung.

„Vorwärts! Es wird zu spät,“ sagte er kurz, und zog das Seil straff.

Groll rührte sich nicht.

Da packte ihn Franz bei der Schulter und rüttelte ihn. „Vorwärts, sag' i,“ wiederholte er rauh.

Der andere verneinte mit einer Kopfbewegung. „Knüpfet das Seil auf und geht voran, ich werde Euch allein folgen.“

Da zog ein hartes Lächeln über Franzens Lippen.

„Angst hast vor mir!“ sagte er. „Weil's d' weißt, was d' verdienst. Weil unser Herrgott dich jetzt in meine Hand geben hat zur Straf' für deine Missethaten.“

Ein furchtbares Getöse, einem heftigen, langnachhallenden Donnerschlage gleich, unterbrach Franzens Worte. Und abwärts, in der Richtung des weithin bröhnenden, schauerlichen Tosens schauend, bot sich den beiden der großartige Anblick, wie sich in dem unter ihren Füßen sich dehrenden Ortlerferner eine mächtige Gletscherspalte aufriß und die gewaltigen Schneemassen hochaufstäubend, gleich einem riesigen Wasserfall, krachend, donnernd, brausend in die Tiefe stürzten.

Es war ein wild erhabenes Bild, das sich ihrem Blicke darbot. Aber der Gebirgskundige weiß, welche Gefahr es zu bedeuten hat. Er weiß, daß sich diese Gletscherspalten unter der Einwirkung der Sonnenwärme bilden und daß zu so vorgeschrittener Tageszeit Gletschervanderungen von größter Gefährlichkeit sind.

Noch einen Augenblick starrte Groll abwärts auf das im leuchtenden Sonnenstrahl glühende, funkelnde Eissfeld, von dem die Reste der Schneelawine, gleichsam nachzitternd, in die Tiefe stoben, dann richtete er sich empor.

„Wohlan — gehen wir!“

Und schweigend traten die beiden Männer den furchtbaren Abstieg an.

Wie im Traume glitt Groll über den schwindelnden Schneeegrat, den er vor kurzem so kühn und sicher überschritten hatte. Er fühlte sein Herz stocken, und bei jedem Schritte glaubte er, die Hand zu fühlen, die sich auf ihn legte, um ihn in den Abgrund zu stürzen. Aber er stürzte nicht. Als hätte ein Wunder ihn gerettet, war ihm zu Mute, als er wohlbehalten am jenseitigen Ende des Grates anlangte,

wo sie die zurückgelassenen Steigeisen an ihre Sohlen schnallten.

Plötzlich aber, als jetzt sein Blick auf den Eispfel fiel, den sein Führer nun wieder zur Hand nahm, da ward es ihm entsetzlich klar, was geschehen würde. Mit dem scharfen Stahl wird Franz das Seil durchschneiden und auf einer der schmalen Schneebänken, auf welchen sie die schrecklichen Abgründe überschreiten mußten, wird er ihn mit einem jähen Stoß in die Tiefe schleudern . . . Und er konnte nichts thun, um sich zu schützen. Denn allein, sich selbst überlassen, ohne die kundige Führung dieses Mannes, der ihn haßte und der in seiner Hand sein Schicksal hielt, war sein Untergang noch sicherer, als an dessen Seite.

Schwer atmend setzte Groll seinen Weg fort. Er war keines Gedankens fähig. Nur die eine Frage drehte sich schmerzhaft in seinem Gehirn: Wann, wann wird es geschehen?

Und abwärts ging es über das Eissfeld, abwärts die Steilwand hinab über die schwankenden Sprossen der Strickleiter und hinüber über die Schneebänke, die den furchtbaren Eisschlund überquerte.

Mit zitternder Hand tastete Groll nach dem Seile, dehnte und streckte es, um es zu proben. Aber fest und unverfehrt schlang es sich um seine Lenden, zog es sich zu Franz hinüber, der in finsternem Schweigen hinter ihm einerschritt.

Nur sachte durfte man auf die Brücken treten, denn der Schnee war weich geworden und ein leichtes Zittern der Brücken machte sich unter den Füßen fühlbar. Und nicht geringere Vorsicht erforderten die steilen Wände, wo jedes Ausgleiten, jeder falsche Schritt, trotz der an den schlimmsten Stellen angebrachten Drahtseile, verhängnisvoll wäre. Aber wie von einer wunderbaren Macht geleitet, schritt Groll dahin. Er wußte kaum, wie es kam, daß er nicht stürzte. Denn sein Blick war trüb und seine Glieder zitterten, so furchtbar war die Erregung seiner Seele, die im Banne des einzigen Gedankens taumelte: Wann, wann wird es geschehen, das Entsetzliche? —

Jetzt aber, als sie das obere Ende des Thales der „Hohen Eisrinne“ erreichten, einer schluchtartigen Einsenkung des unteren Ortlerfeners, da war es plötzlich, als ob das unabsehbar weite Eissfeld in Bewegung geriete. Ein Brausen und Tosen herniederbrechender Eislawinen erfüllte die Luft und furchtbare Gletscherspalten öffneten sich vor dem erschreckten Blicke. Die ganze still und starr sich hindehnende Eisswelt schien in einen verderbendrohenden, tobenden Aufruhr auszubrechen.

Schritt für Schritt den mit scharfer Eisenspitze bewehrten Alpenstock fest einstoßend, bei jeder durch ihren weithin rollenden Donner sich ankündigenden Lawine vorsichtig nach deren Richtung spähend, ob sie nicht auf ihren Pfad herniederstürze, verfolgten die beiden Männer, so rasch, als die Gefährlichkeit ihres Weges es gestattete, ihren Abstieg.

Da, plötzlich — schon hatten sie das Gletscherthal

durchschritten, schon waren sie dem unteren Ende des Feners ganz nahe — da erscholl ein schauerliches Krachen hoch zu ihren Häuptern, und in mächtigen, weitausholenden Sprüngen warf sich ein riesiger Schneefatarakt das steilabfallende Eisfeld herunter, in gerader Linie auf die beiden Wanderer.

Franz, der die Gefahr zuerst bemerkte, sprang, den Bergstock fest in den Schnee einstoßend und Groll an dem straff gespannten Seil mit sich fortreisend, in weitem Schwunge zur Seite. Aber es war umsonst. Im nächsten Augenblick lagen beide, von der Lawine ereilt, im Schnee verschüttet . . .

Franz, nur vom äußern Rande der Lawine getroffen, erholte sich bald von der durch den heftigen Anprall verursachten Betäubung, und mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte gelang es ihm, sich aus dem Schnee emporzarbeiten.

Da sah er, daß das Seil gerissen war, und als er nach seinem Begleiter Umschau hielt, erblickte er ihn — zwei bis drei Meter tief — auf einem schmalen Felsvorsprung einer etwa acht bis neun hundert Meter tiefen, fast senkrecht abstürzenden Firnswand — anscheinend leblos hingestreckt.

Nach jener Seite in die Tiefe blickend, hatte ihn die Lawine mit sich gerissen, und wie durch ein Wunder vor dem Absturz bewahrt, war er auf diesem Vorsprung der Steilwand liegen geblieben.

Mit stierem, verglastem Blicke starrte Franz abwärts auf den regungslos hingestreckten Körper. Seine Brust arbeitete in keuchenden Atemzügen; kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, und sein Angesicht verzerrte sich im Ausdruck wilden, tödlichen Hasses.

Ein furchtbarer Kampf tobte in seiner Seele.

Dort auf der Höhe, von grauenhaften Abgründen umgeben, als er es erfahren, wem er gegenüberstand, als er plötzlich die uneingeschränkte Gewalt über Tod und Leben jenes Mannes, der die Schuld trug an dem Verderben seiner Lieben, in seine Hand gegeben sah, da war der Gedanke an ihn herangetreten, Rache zu üben an dem Elenden, da hatte mit schier unüberstehlichem, heißem Drange die Versuchung ihn gepackt, ihn mit seinem Leben büßen zu lassen für das durch seine Schuld verwirkte Leben jener.

Aber tapfer hatte er den Dämon in seiner Brust zurückgeschlagen, der ihn rief und lockte, Verbrechen zu sühnen mit Verbrechen.

Jetzt aber, da die Schrecken der Naturgewalten sich gegen ihn erhoben hatten, — war dies nicht ein Zeichen, daß Gott selbst die Buße wollte? Nicht er brauchte seine Hand rächend gegen ihn zu heben. Gott hatte ihn gezüchtigt. Wenn Franz ihn nicht rettete, so war er unvermeidlich dem Untergang geweiht. Und wahrlich, seine Pflicht konnte es nicht sein, daß er sein Leben wagte für das Leben dieses Schurken. Ja, hinabklettern wollte er zu ihm und den Bewußtlosen in die Tiefe schleudern, und so die Spur verwischen seiner That. Denn wer in aller Welt sollte es ihm beweisen können, daß er vermocht hätte, ihn zu retten, daß nicht die Lawine selbst ihn mit sich gerissen in den Abgrund? —

Doch wie er sich, grausamen Trotz in seinem Herzen, anschickte, die entsetzliche That zu vollziehen, da regte sich jäh eine seltsame Angst in seinem Innern und in plötzlicher Klarheit stand die Erkenntnis vor seinem Geiste, daß er es nie und nimmer zu thun vermöchte, daß wenn er es thäte, er sein Leben keine Stunde länger ertragen könnte. Und jetzt erst überkam ihn mit Schauern der Gedanke, daß er zum Mörder hatte werden wollen . . .

Franz langte die Rumflasche aus dem Rucksack und steckte sie in seine Rocktasche, hakte die Strickleiter fest, und vorsichtig abwärts kletternd, stand er wenige Minuten später neben Groll. Dieser lag noch in tiefer Ohnmacht. Nachdem aber Franz ihm Schläse und Puls mit Rum gerieben, auch ein paar Schlucke in den Mund geträufelt hatte, schlug er die Augen auf.



„Wo bin ich?“ fragte er, verwirrt um sich blickend.

„Wo bin ich?“ fragte er, verwirrt um sich blickend. „Auf recht an lustigen Platz,“ antwortete Franz. „Da haßt's schön staad¹⁾ halten, daß wir nit alle zwoa abipurzeln.“ Und in kurzen Worten gab er die Erklärung seines Sturzes, dessen Erinnerung Groll verloren hatte, und fragte ihn, ob er Schmerzen fühle.

¹⁾ Still.

Ja, der Kopf und die Glieder thaten ihm wehe. Doch zeigte es sich, daß er außer einigen Kontusionen und Hautabschürfungen keine Verletzungen erlitten hatte und, an den schwierigeren Stellen von Franz gestützt, imstande sein werde, die nur mehr kurze Strecke Weges bis zur Payerhütte zu überwinden, woselbst er ja dann ausgiebige Rast halten konnte. Zweifellos hatte das Seil noch während seines Sturzes bis zum letzten Augenblick gehalten und war hierdurch die Heftigkeit des Aufspralles vermindert worden.

Vorsichtig half ihm Franz sich aufrichten, lehnte ihn in sitzender Stellung mit dem Rücken an die Wand, bis seine Kräfte allmählich wiederkehrten.

Da, als Groll nochmals einen herzhaften Zug aus der Rumpflasche gethan, flammte es fah in seinem Auge auf. Mit einem Rucke war die Erinnerung an seine Lage, an alles, was er in diesen furchtbaren letzten Stunden erlebt hatte, in seinem Geiste erwacht. Erst in die Tiefe, dann auf seinen Ketter blickend, schaute er diesen an, als ob er ein Gespenst sähe.

„Da herunter bin ich gestürzt,“ sagte er mit leiser Stimme. „Und Ihr, Franz, Ihr habt mich nicht verlassen, — habt mich gerettet, mich — — nach all dem, was ich an den Eurigen gethan — —!“

Seine Stimme versagte und wie von einem inneren Beben zuckten die Muskeln seines Angesichts.

„Ich bin Euer Führer, und habe meine Pflicht gethan,“ entgegnete Franz, und dann, seinen Blick von seinem Begleiter hinweg in die Weite schickend, schwer atmend fügte er, wie widerwillig hinzu: „Hart genug is 's mir an'kommen.“

Dumpfes Schweigen lagerte sich über die beiden. Groll hatte die Augen geschlossen. Zwei dicke Thränen traten zwischen den Lidern hervor und rannen langsam seine Wangen herab.

Dann plötzlich faßte er nach Franzens berber Hand und führte sie an seine Lippen.

„Ihr seid ein edler, ein großer Mensch,“ murmelte er kaum hörbar. „Und was Ihr an mir gethan, werde ich lohnen — indem auch ich ein besserer Mensch werde.“

Groll hat sein Wort gehalten. Heimgekehrt, führte er tiefeingreifende Verbesserungen in der Lage seiner Arbeiter ein. Freiwillig gewährte er ihnen alle Forderungen, die sie in jenem Strike, bei dem der arme Hanns Plattner sein Leben einbüßte, erfolglos aufgestellt hatten, erhöhte ihren Lohn, verringerte ihre Arbeitszeit, verbesserte ihre Wohnungen, gründete Unfall- und Krankenversicherungen und eine Pensionsanstalt für die Hinterbliebenen der in seinem Dienste verstorbenen Arbeiter.

Selbstverständlich konnten die andern Unternehmer dem Drucke seines Beispiels sich nicht entziehen und mußten zu den von ihm angebahnten Reformen in der Lebensstellung der Arbeiter allmählich auch ihrerseits sich bequemen. So geschah es, daß diese ausgedehnten, für sich allein eine kleine Welt einschließenden Ziegelwerke, die früher wegen der traurigen, allen

Ansprüchen an ein menschenwürdiges Dasein hohrsprechenden Lebenslage dieser Arbeiterkolonien unter allen gerecht und menschlich Denkenden berüchtigt waren, sich allein durch die opferfreudige und energische Reformthätigkeit eines einzelnen Mannes zu Musteranstalten umwandelten, und daß Groll, dessen Name bis dahin von diesen großen Massen mit Haß und Abscheu ausgesprochen worden war, nun von ihnen gesegnet und gepriesen wurde.

Niemand ahnte es freilich, daß diese große Wandlung seines Herzens zurückzuführen war auf jene furchtbare Stunde, da er in einsamer Bergeshöhe an schauerlichen Abgründen dahinschreitend, im Auge des Rächers sein Todesurteil las für seine schwere Schuld, auf jene Stunde, da er, zerknirscht und reuig, sein verwirktes Leben der Großmut jenes Rächers dankte.

Er aber vergaß des Wadern nicht. Wohl wußte er, daß sich mit Geld nicht lohnen läßt, was er für ihn gethan. Doch ließ er es sich nicht nehmen, ihm eine Rente auszuwerfen, die für jene Zeit, da sein Fuß zu schwach würde, seines Amtes als Bergführer zu walten, sein Auge zu trüb, um seine zierlichen Gemsen und Hirche zu schnitzen, seine Lebensstage vor Sorge schützen sollte.

Alljährlich aber, wenn unter dem warmen Strahl der Sommer Sonne in grünem Bergeswald die Alpenrose ihren rotglühenden Kelch erschließt, wenn von steilem Hang der zarte Stern des Edelweiß herabwinkt, dann fühlt Groll seine Seele schwellen in Sehnsucht nach jenen lichten, klaren Bergeshöhen, deren Zauber ihn gefesselt hielt, in deren Schrecken er sein besseres Selbst gefunden. Und wenn dann wieder die frische Alpenluft seine Stirn umweht, wenn er nach froher, kühner Wanderung durch grüne Wiesen und dämmernde Waldeschatten, neben rauschenden Wildbächen und Wasserfällen, über Felsenwände und eischimmernde Gletscherfelder, von erhabenem Bergesgipfel Umschau hält über all die ungezählten Häupter, die seinem begeisterten Blicke sich erschließen, dann findet er — thal- und heimwärts seine Schritte lenkend — neuen Mut und neue Kraft in seiner Seele, fortzuwirken an seinem edlen Werk der Sühne und des Segens.



hirt
hat
er
der
als
nod
der
dur
ihel
mo
Be
des
un
sch
brir
Kre
bezo
und
hing
nich
blie
noch
behe
gizi
mac
was
sich
verp
Wu
etwo
ihre
wer